

ten Tage wird es nach inspirierter Vorhersage mit Geiz und Geldgier nicht vorbei sein (2 Tim 3, 1–2). Da scheint es angebracht, statt mit fromm gesenktem Blick um diesen heißen Brei herumzuschleichen, die Augen zu öffnen und selbst den Mund, und daß das Ja ein Ja sei und das Nein ein Nein, in einer Rechnungslegung mit korrekten Zahlen. Es ist nicht so schlimm, wenn sich das in institutionellen wie in persönlichen Haushalten christlich höchstens schlecht und recht ausnimmt. Nur das Vertuschen ist wirklich böse (Mt 5, 37).

Reinhart Staats

Die Ortskirche soll reich sein

Ein Grundsatz frühchristlicher Wirtschaftsethik

Schon der (vom Autor formulierte) Titel nennt einen entscheidenden Grundsatz frühkirchlicher Wirtschaftsethik, der auch für unsere Zeit wieder stärkere Beachtung verdienen würde – allerdings nicht im Sinn einer „Besitzstandswahrung“, sondern nach dem Motto „Eigentum verpflichtet“. Die frühe Kirche wollte reich sein, um die Diakonie möglichst gut erfüllen zu können: durch Loskauf von Gefangenen, Unterstützung von Witwen und Waisen, durch Spenden an arme Gemeinden u. a. m. Wie der Autor zeigt, hängt diese Wirtschaftsethik entscheidend mit Grundaussagen des Glaubens zusammen. Die Ausführungen können daher die theologische Reflexion anregen, in der Kirche und in der gesamten Wirtschaft das Verständnis für den rechten Sinn des Geldes und der Ökonomie vertiefen und größere Sicherheit für den konkreten „christlichen“ Umgang damit geben. red

Wirtschaftswissenschaft ohne Wirtschaftsethik

Das Kieler Institut für Weltwirtschaft ist eine in der Welt sehr bekannte wissenschaftliche Einrichtung. Wenn man sich seine Organisation ansieht, wird man vergeblich nach einer Abteilung suchen, die sich besonders mit Wirtschaftsethik befaßt. Die unumfragte und stillschweigend vorausgesetzte sittliche Maxime dieses Instituts wie aber auch aller wissenschaftlichen Einrichtungen an den Universitäten, die sich mit Volkswirtschaft und Betriebswirtschaft befassen, ist, daß der materielle Wohlstand des einzelnen und der Gesellschaft an sich etwas Gutes ist. Wirtschaftlicher Wohlstand, der durch wirtschaftlichen Aufschwung eines einzelnen Unternehmens, einer Region oder einer ganzen Nation erreicht wird, ist an sich so gut, daß sich eine Infragestellung einer solchen obersten sittlichen Maxime durch philosophische oder gar theologische Erörterung anscheinend erübrigt. Dementsprechend

wird der Student der Betriebs- und Volkswirtschaft über die weltanschaulichen, ja letzthin religiösen Voraussetzungen der modernen Finanz- und Wirtschaftspolitik nicht informiert. Gerade die Wirtschaftsgeschichte, die Einsicht in wirtschaftsethisches Verhalten geben kann, kommt im Studium der Betriebswirtschaft und Volkswirtschaft nicht vor.

Der Beitrag des
Christentums zur
Wirtschaftsgeschichte

Nun würde sich ein intensives Studium der Wirtschaftsgeschichte, welches wirtschaftsethischer Einsicht so förderlich ist, unwillkürlich mit einem Studium der Geschichte des Christentums berühren. Schon der Student der Kirchengeschichte wird ja sehr bald merken, daß die Kirche und ihr Geld ein Leitthema in der Geschichte des Christentums immer gewesen ist – und im Grunde auch heute immer noch ist. Darüber hinaus kann man beim Studium der Kirchengeschichte sogar staunend zur Kenntnis nehmen, daß in der Neuzeit diejenigen Weltregionen, wo sich ein wirtschaftliches Denken und Handeln so erfolgreich entwickelt hatte, daß es heute die Weltpolitik in Ost und West und in Dritter Welt schlechthin bestimmt, zunächst dieselben Weltregionen gewesen waren, wo auch das Denken und Handeln der christlichen Kirchen bestimmend gewesen waren, nämlich in Europa und Nordamerika. Das kann kein historischer Zufall sein, sondern hier gibt es Zusammenhänge zwischen Ökonomie und Kirchen, zwischen Geld und Geist des Christentums. Das sind Zusammenhänge, die freilich von einsichtigen Wirtschaftshistorikern und Kirchenhistorikern schon immer vermutet, wenn auch bis heute – trotz der Vorarbeiten Max Webers – noch nicht umfassend dargestellt worden sind. Man kann sich die religiösen Voraussetzungen verschiedenen Verhaltens in wirtschaftlichen Dingen leicht klarmachen, wenn man nur das unterschiedliche wirtschaftsethische Verhalten eines Buddhisten, eines Hindus oder eines Muslim beobachtet und mit dem christlichen Verhalten vergleicht. Am Umgang mit dem Gelde unterscheiden sich die Weltreligionen, und mögen sich selbst noch die christlichen Konfessionen untereinander durch eine verschiedene wirtschaftliche Praxis unterscheiden, so besteht doch ein christlicher Grundkonsens selbst noch zwischen einem frommen reformierten Schweizer Bankier und einem südamerikanischen Franziskanerpater darin, daß aller Umgang mit Geld eigentlich im christlichen Liebesgebot, im Gebot der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten, seinen tiefsten sittlichen Wert erhalten sollte.

Die Aktualität
wirtschaftsethischer
Fragen

Kein Kloster, kein Kirchengemeinderat oder Kirchenvorstand unserer Tage, die sich nicht immer wieder vor grundsätzliche Probleme christlicher Wirtschaftsethik

gestellt sehen. Sollen wir den materiellen Reichtum unserer Gemeinde öffentlich bekanntgeben? Sollen wir unser Kapital zinsbringend anlegen? Sollen wir das kirchliche Vermögen, sobald es den normalen Haushalt übersteigt, an die großen Hilfsorganisationen spenden, damit es draußen in der Welt der armen und leidenden Menschheit zugute kommt? Solche Fragen rühren letztlich an die Fundamente der europäischen, christlichen Kultur, und sie haben sogar ihren Ort mitten in den Anfängen der Geschichte christlicher Theologie. Was bedauerlicherweise ein Student der Betriebs- oder Volkswirtschaft nicht mitbekommt, nämlich nach dem Sinn des Geldes und der Ökonomie zu fragen, ist doch Aufgabe aller haupt- und ehrenamtlichen kirchlichen Mitarbeiter; sie müssen sich immer wieder grundsätzlich fragen, ob und wie ihr Umgang mit dem Geld der Kirche durch das christliche Liebesgebot sittlich gerechtfertigt ist.

Die Grundlegung
späterer Wirtschafts-
entwicklung in der
frühen Kirche

Nur wenige Einblicke in die wirtschaftliche Praxis und das wirtschaftliche Ethos der frühen Kirche können deutlich machen, daß schon in den ersten Jahrhunderten der Grund für eine sehr erfolgreiche christliche und europäische Wirtschaftsgeschichte gelegt worden ist. Aber auch alle Hauptprobleme, die sich in der späteren christlichen Wirtschaftsgeschichte stellten, in der Geschichte des phantastischen Klosterkapitalismus der Benediktiner und Zisterzienser, in der Geschichte der schwärmerischen Proteste mittelalterlicher Armutsbewegungen und in der Geschichte „innerweltlicher Askese“ (Weber) des Protestantismus mit der Folge eines säkularen Kapitalismus, sind im Grunde schon im christlichen Altertum formuliert und zu lösen versucht worden.

Theologische
Reflexion über Geld
und Kapital

Von vornherein ist allerdings zu beachten, daß der Umgang der frühen Kirche mit Geld und Kapital auch aus der theologischen und ethischen Theorie nicht verdrängt, sondern immer wieder gründlich bedacht worden ist. Dies geschah so gründlich, daß das Ganze der christlichen Theologie hier zur Sprache kam. Das Thema „Geld“ gehörte, dogmatisch geurteilt, nicht nur in die spezielle Theologie, die nach dem Wirken Gottes fragt, sondern auch in die Christologie und Pneumatologie, die nach dem Wirken Christi und des Heiligen Geistes in dieser Welt fragen. So hat, um einen Fachausdruck hier anzuwenden, das Thema „Geld“ seinen Ort in einer „ökonomischen Trinitätslehre“, die nach dem Wirken des dreieinigen Gottes in dieser Welt fragt. Die letzte bedeutsame philosophische Untersuchung des Themas in Georg Simmels „Philosophie des Geldes“ (1900), die immerhin beachtete, daß in der Beziehung zum Geld in Wirklichkeit

„bedeutsame Beziehungen gerade zu der Gottesvorstellung“ zutage treten, hat freilich diesen für die ältere Kirchengeschichte selbstverständlichen gesamttheologischen Zusammenhang nicht gesehen.

„Lösegeld“

Zwei Beispiele seien genannt, welche zeigen, daß das Geld in eine Erörterung über Gott in Jesus Christus und Gott im Heiligen Geist gehört. Im Evangelium sagt Jesus: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zum Lösegeld für viele“ (Mk 10, 45). Jesus selbst vergleicht hier sein Leben mit dem Freikauf von Sklaven und Gefangenen durch Geld! Tatsächlich haben die Christen der Antike immer wieder ihre Brüder und Schwestern, die in Sklaverei oder unter heidnische Räuberbanden geraten waren, mit Geld freigekauft. Es gibt dafür etliche Zeugnisse. Und dieser christliche „Menschenhandel“ wurde doch begriffen als ein Werk im Sinne der Liebe Christi. Dieses Wort Jesu darf m. E. sogar als ein Gründungswort des kirchlichen Diakonats bezeichnet werden. Der Menschensohn dient, Christus als Diakon! Von daher haben älteste Kirchenordnungen darauf Wert gelegt, daß die Diakone wie Jesus Christus zu achten seien. Ihr Altardienst geschah in einem weiteren Sinne auch dadurch, daß sie gemeinsam mit den Bischöfen die Gelder der Gemeinde sozial verwalteten. Dieser durchaus wirtschaftsethische Aspekt dürfte schon im ältesten Beleg für das Bischofsamt anklingen, wo Paulus „die Bischöfe und Diakone“ in Philippi grüßt (Phil 1, 1). Ein wirtschaftsethischer Aspekt ist auch zu bedenken bei jener Briefstelle des Ignatius von Antiochien, wo der Märtyrerbischof die ihm „allerliebsten Diakone“ erwähnt, „die mit dem Dienst Jesu Christi betraut sind“ (Magn 6, 1).

Der „Geldbeutel Christi“ – die Armen

Ein anderer beispielhafter Satz steht bei dem Kirchenvater Gregor von Nazianz, der im 4. Jahrhundert das Trinitätsdogma tief philosophisch begründet hat und doch auch einmal sagen konnte: „Mit Ehrfurcht gedenke ich an den Geldbeutel Christi, der uns zur Unterstützung der Armen auffordert, und an die Übereinkunft des Petrus und Paulus, welche sich in die Predigt des Evangeliums teilten, die Sorge für die Armen aber gemeinsam tragen wollten (Gal 2, 10), und an die Vollkommenheit des Jünglings, die darin bestand, daß er sein Vermögen den Armen gab“ (MPG 35, 909). Damit ist die kirchliche Geldverwaltung nicht nur vom zweiten, sondern auch vom dritten Glaubensartikel her begründet. Denn in der „Sorge für die Armen“ kommt die gemeinsame Bemühung um die Einheit der Kirche in weltweiter Ökumene zum Ausdruck. Die eine weltweite Kirche ist ja ein Thema des drit-

Der Geist und der soziale Umgang mit Geld

ten Glaubensartikels über den Heiligen Geist, und für den Christen der ersten Jahrhunderte war klar, daß ihre Kirchen je und je an ihrem Ort geistgewirkt sind. Darum konnte es in der frühen Kirche auch noch keine zentrale kirchliche Finanzverwaltung geben. Nicht eine wirtschaftlich zentral organisierte Weltkirche, sondern ein föderalistischer Bund von Einzelkirchen sorgte im Römischen Weltreich schon seit dem 2. Jahrhundert für eine wirtschaftliche Potenz des Christentums. Die wirtschaftliche Stärke der Christen war sozusagen durch eine Mikroökonomie zuverlässiger und sozialer Geldverwaltung der Kirchen am Ort, nicht aber durch eine von oben gelenkte planvolle Makroökonomie zustande gekommen.

Die Ortskirche ist eine Geistkirche, die durch ihren sozialen Umgang mit Geld den Geist kirchlicher Einheit konkretisiert. Darin wollte jede Kirche vorbildlich und in gesunder Konkurrenz mit den benachbarten und entfernten Kirchen verbunden bleiben. Gegenseitige Geldspende kam nicht selten vor, und auf jeden Fall wurden die christlichen Durchreisenden wirtschaftlich versorgt. Die rauhe Wirklichkeit hat oft auch anders ausgesehen. Es gab die christlichen Schnorrer, und früh schon häuften sich die Warnungen vor Geldgier solcher Christen, die allein um des Geldes willen auf eine Klerikerlaufbahn erpicht waren, weil man nun einmal als Diakon, Presbyter und Bischof an das große Geld kam. Dennoch hat der soziale Umgang mit dem kirchlichen Reichtum auf die heidnische Umwelt missionarisch stark gewirkt. Das bezeugen gerade die heidnischen Reaktionen des Lukian im zweiten und des Kaisers Julian im vierten Jahrhundert. Was Ambrosius, der Bischof von Mailand, einmal in geistreichem Vergleich von Glauben und Kapital von der kirchlichen Geldverwaltung sagte, war nicht nur Propaganda, sondern auch Wirklichkeit: „Nichts besitzt die Kirche für sich außer ihren Glauben. Das sind die Einkünfte, das sind die Gewinne, die sie anzubieten hat. Der Besitz der Kirche dient dazu, die Armen zu unterstützen. Die Heiden sollen einmal aufzählen, wie viele Gefangene ihre Tempel losgekauft, wieviel Nahrung sie den Notleidenden verschafft und wie vielen Verbannten sie Zuflucht besorgt haben“ (ep. 18, 16). Das Geld der Kirche hat daher auch nicht nur eine soziale, sondern auch eine sakrale Funktion. Wenn später in der Benediktinerregel die wichtigste Person nach dem Abt der Ökonom wird, weil er „alles Gerät und die ganze Habe des Klosters als heiliges Altargerät“ betrachten soll (31), so wirkt hier noch die frühkirchliche Wirtschaftsethik nach. Eigentümlich frühkirchlich ist die Vorstellung, daß die Witwen „ein Altar

Gottes“ seien. Die Erklärung dieses Ausdruckes aus der Praxis, daß die Witwen von der Altarspende versorgt wurden, liegt auf der Hand. Hier wird an der Bezeichnung der Witwen als „Altar Gottes“ klar, wie einzigartig in der gesamten antiken Sozialgeschichte die Versorgung der alleinstehenden Frauen durch die christlichen Kirchen gewesen ist.

Die „reiche“
Ortskirche!

Die Ortskirche darf nicht nur über viel Geld verfügen, sie soll es! Wie schwer tun wir uns heute, diesen Grundsatz frühkirchlicher Wirtschaftsethik zu verstehen! Gerade der ekklesiologische Bezug des Geldes, also die Tatsache, daß das Wesen der Kirche auch an ihrem Umgang mit Geld zu erkennen ist, will einem Christen der Neuzeit nicht einleuchten. So konnte Falk Wagner 1985 unter dem Fragetitel „Geld oder Gott?“ eine Überlegung „zur Geldbestimmtheit der kulturellen und religiösen Lebenswelt“ veröffentlichen, ohne die Verankerung des christlichen Geldproblems in der Lehre über den Heiligen Geist und die Kirche nur mit einer Silbe zu bemerken, obwohl der Autor durch die Arbeiten von Karl Holl und Klaus Berger über den Zusammenhang von Kollekte und Kirchenbegriff bei Paulus und durch meinen Aufsatz zur altkirchlichen Geldspende über diesen theologischen Ort des Themas längst hätte informiert sein können. Bezeichnend für modernes Mißverständnis ist auch, wie Robert Leuenberger 1982 unter Berufung auf Rudolf Brändles schönes Chrysostomus-Buch schreiben konnte: „Die Kirche von Antiochien besitze Äcker, Häuser und Mietwohnungen. Man verliere Zeit und Kraft mit den Sorgen, die der Kirche durch den Kauf und Verkauf ihrer Erträge zuwachsen. Unter dem Eindruck solcher Erfahrungen fordert Chrysostomus wohl als erster die Armut nicht nur für einzelne, sondern für die ganze Kirche.“ Leuenberger irrt. Wie man in Brändles Buch nachlesen kann, kritisiert Chrysostomus nicht die Tatsache eines kirchlichen Kapitalismus, sondern er fordert, daß sich die Bischöfe und Priester bei wirtschaftlichen Aktivitäten zurückhalten sollten, um ihre Zeit für die eigentliche Aufgabe der Seelsorge zu nutzen. In der Kirchengeschichte ist bis zu den Armutsbewegungen des hohen Mittelalters auch keine durchdringende Stimme laut geworden, die eine materielle Armut der ganzen Kirche gefordert hätte. Der einzelne Christ und besonders der Klerus sollen unabhängig von wirtschaftlichen Zwängen und möglichst asketisch leben, nicht aber die Kirche als solche. Selbst eine von außen kommende Stimme, die des heidnischen Historikers Ammianus Marcellinus im 4. Jahrhundert, wollte nicht die kirchliche Ökonomie treffen, sondern ihre Klerikalisierung. Denn Ammianus tadelte die Prunksucht der

christlichen Priester und besonders des Papstes Damasus, der vom Gelde reicher Matronen lebe und nur noch in Kutschen einherfahre (27,3).

Eine „arme“ Kirche?

Das selbst unter Gelehrten verbreitete Unverständnis der frühkirchlichen Ökonomie hat natürlich eine Ursache in den radikalen Veränderungen religiösen Verhaltens, die durch mittelalterliche Armutsbewegungen, Bettelorden und schließlich durch die Reformation hervorgerufen worden sind. Seit dem Wirken des heiligen Franziskus sollte der Ruf nach Armut der Kirche nicht mehr verstummen. Es ist zwar zu beachten, daß sowohl Franziskus als auch Antonius, mit dem die Geschichte des Mönchtums im 4. Jahrhundert beginnt, von demselben Wort des Evangeliums in die Nachfolge Jesu gerufen wurden: „Gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben“ (Mt 19, 21). Aber erst seit Franziskus ist den Christen das Thema „Kirche und Geld“ zu einem Thema der Skrupel und des schlechten Gewissens geworden. Das gilt auch für die Protestanten, obwohl sie, besonders in den lutherischen Gebieten, darauf hinarbeiteten, daß aus der sozial starken Kirche nun der sozial starke Staat, der Sozialstaat, wurde. Zwar ist auch diese Tendenz in der frühen Kirche angelegt, wenn z. B. der apostolische Vater Hermas in einem hübschen, den damals in Italien üblichen Weinanbau umschreibenden Gleichnis sagt, daß sich der reiche Christ am sozial Schwachen emporranken solle wie ein Weinstock, der sich an unfruchtbarer Ulme emporranke und doch von der Ulme Wasser empfangt; verständig verwalte so der Reiche sein Vermögen, indem er den Armen unterstützt (sim. II). Aber anstelle des auch frühkirchlichen Grundsatzes: „Eigentum verpflichtet“ ist bekanntlich heute immer mehr der überhaupt nicht einer frühkirchlichen Wirtschaftsethik entsprechende Grundsatz der „Besitzstandswahrung“ getreten.

Der Reichtum von
Glaube und Liebe

Man muß schon die tiefen Gräben, die Reformation und mittelalterliche Armutsbewegungen in die europäische Wirtschaftsgeschichte geschnitten haben, zu überspringen versuchen, um eine innere Beziehung zur frühkirchlichen Wirtschaftsethik zu gewinnen. Aus der Fülle der anscheinend trennenden, aber bei Bewußtsein der trennenden Gräben jedenfalls für die damalige Zeit zu achtenden Zeugnisse, welche gerade in den wichtigsten Begriffen christlicher Theologie und Ethik auch die Wirtschaftsethik zur Sprache bringen, nenne ich schließlich die Begriffe „Glaube“ und „Liebe“ mit wirtschaftsethischem Hintergrund. So konnte der Begriff des Glaubens als ein anvertrautes Gut (depositum fidei) auch an den behutsamen und kreativen Umgang mit dem der Kirche anver-

„Dienet einander!“

trauten Gelde gemahnen, wenn z. B. Irenäus schreibt: „Wir bewahren den von der Kirche empfangenen Glauben; er ist vom Geist Gottes als ein schönes anvertrautes Gut wie in einem guten Gefäß jugendfrisch aufbewahrt, und jugendfrisch erhält der Glaube das Gefäß, worin er sich befindet“ – nämlich in der Kirche (3, 24, 1). Cyrill von Jerusalem konnte in bezug auf das bei der Taufe gesprochene Glaubensbekenntnis sagen: „Das Glaubensbekenntnis übergeben heißt Geld auf die Bank legen . . . Gott verlangt aber von euch Rechenschaft über das hinterlegte Kapital“ (5, 13). Clemens von Alexandrien und die Kirchenordnung der „Didaskalia“ legen Jesus das Wort in den Mund: „Werdet gute Banker!“ (Resch 132ff). Für eine wirtschaftsethische Anwendung christlicher Liebe wurde gern das Wort des 1. Petrusbriefes in Anspruch genommen: „Habt untereinander brennende Liebe; denn die Liebe deckt auch die Menge der Sünden zu. Seid gastfrei untereinander ohne Murren und dienet einander, ein jeder mit der guten Gabe, die er empfangen hat als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes“ (4, 8–10). Sogar der älteste Beleg für einen Vorrang der Kirche der Stadt Rom hat womöglich einen wirtschaftsethischen Hintergrund. Ignatius von Antiochien meint um das Jahr 110, daß die Kirche in Rom „den Vorsitz in der Liebe“ habe und „das Gesetz Christi beachte“. Es gibt einen Dankesbrief nach Rom aus späterer Zeit, der die große Caritas der römischen Kirche rühmt: „Ganz Syrien und Arabien, wohin Ihr immer Unterstützungen schickt und eben jetzt geschickt habt, Mesopotamien, Pontus und Bithynien, kurz alle frohlocken überall in Eintracht und Brüderlichkeit, Gott verherrlichend“ (Euseb 4, 23, 10). Derartige römische Liebestätigkeit mag schon Ignatius bekannt gewesen sein, zumal er mit dem Hinweis auf das Gesetz Christi wahrscheinlich dasselbe meint, was Paulus im Galaterbrief schrieb: „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“ (6, 2). Freilich lehnt Ignatius dann im Fortgang seines Briefes an die Römer diese karitative Liebe der römischen Christen für seine Person gerade ab; er will Märtyrer werden und sich nicht durch die Liebe der Römer, nämlich durch Kirchengelder, freikaufen lassen. Deshalb hat für Ignatius die römische Kirche den Vorsitz in der Liebe, weil sie, wie schon am Martyrium der Apostel Petrus und Paulus, so nun auch am Martyrium des Ignatius als an einer Liebesfeier (agape) von erster Stelle aus unmittelbar teilhat. Im Wort „Liebe“ liegt für Ignatius an dieser Stelle vornehmlich ein Bezug zu seinem eigenen Martyrium, das er wie eine Agape, die Liebesfeier der Eucharistie, beschreibt. Dennoch steht *hinter* diesem eigenwilligen Sinn, den

Ignatius auf dem Weg zum römischen Martyrium in den Begriff „Vorsitz in der Liebe“ legt, sehr wahrscheinlich auch jener Sinn, der für die wirtschaftsethische Praxis der frühen Kirche neben der treuen Verwaltung der Gelder typisch sein sollte: das Mittragen der gemeinsamen Last durch Loskauf des gefangenen Bruders. So zeigt Ignatius eindrucksvoll, daß sich die kirchliche Geldverwaltung ausrichten soll am Leben Christi, das durch Dienen bis zum Tode ein „Lösegeld für viele“ gewesen ist. Dementsprechend hat Ignatius mehrmals sogar zu sagen gewagt, daß auch sein eigenes Martyrium ein Lösegeld für die Mitchristen ist. Denn christliches Leben, auch eine lebendige kirchliche Ökonomie, muß orientiert bleiben an der christlichen Liebe, die sich nicht nur im sozialen Umgang mit Geld erweist. Aber die christliche Liebe erweist sich auch darin. Was Ignatius für seine Person ablehnt, aus Liebe der römischen Kirche von Folter und Todesqualen freigekauft zu werden, hat auch er grundsätzlich nicht abgelehnt.

Versäumte wirtschaftliche Selbständigkeit der Missionskirchen

So fern und fremd sollte uns die Wirtschaftsethik der frühen Kirche vielleicht doch nicht vorkommen. Die europäische christliche Mission der Neuzeit hatte in dieser Hinsicht einiges versäumt, z. B. eine wirtschaftliche Selbständigkeit und Kreativität der von Europa aus missionierten Kirchen auch theologisch zu unterstützen, und statt makroökonomische Abhängigkeiten auch mittels gutgemeinter christlicher Großorganisationen herzustellen, wäre die frühkirchliche Praxis einer kirchlichen Mikroökonomie wohl oft vorzuziehen gewesen. Christliche Ökumene hat wesentlich mit christlicher Ökonomie zu tun! Aber der so typisch frühkirchliche Grundsatz, daß die Kirche am Ort möglichst aus sich heraus materiell reich sein sollte, wird wegen seiner „Notwendigkeit“ auch heute in der ökumenischen Arbeit der Kirchen mehr und mehr angewendet. Ich meine, daß uns gerade dieser Grundsatz hinter Reformation und Mittelalter zurück mit der frühen Kirche verbinden kann, wo eine Quelle der europäischen Wirtschaftsgeschichte ist.

Literatur:

G. Simmel, Philosophie des Geldes (1900) 8. Aufl. Berlin 1987. – K. Holl, Der Kirchenbegriff des Paulus in seinem Verhältnis zu dem der Urgemeinde (1921), Ges. Aufsätze zur Kirchengeschichte II, 1964, 44–67, bes. 58ff. – K. Berger, Almosen für Israel, in: New Testament Studies 23 (1976) 180–204. – R. Staats, Deposita pietatis – Die Alte Kirche und ihr Geld, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 76 (1979) 1–29. – R. Brändle, Matth. 25, 31–46 im Werk des Johannes Chrysostomos, Tübingen 1979. – R. Leuenberger, Theologische Implikationen kirchlicher Ökonomie, in: E. Jüngel – J. Wallmann – W. Werbeck, Verifikationen, Festschrift Gerhard Ebeling, Tübingen 1982, 443–460. – F. Wagner, Geld oder Gott? Zur Geldbestimmtheit der kulturellen und religiösen Lebenswelt, Stuttgart 1985. – R. Staats, Die katholische Kirche des Ignatius von Antiochien, in: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft 77 (1986) 126–145. 242–254.